



THIJS ZONNEVELD

THOMAS *Unter*
DEKKER *Profis*

1.

Es ist dunkel hier drinnen, die Düsternis hat tausend Farben. Die Vorhänge sind zugezogen, die Tür ist geschlossen. Das einzige Licht ist der schwache Schein der Nachttischlampe. Schatten kriechen über den Boden und an den Wänden entlang. An einer Stelle hängt ein Gemälde, so wie immer in dieser Art von Hotelzimmer – das Stilleben einer einsamen Blume.

Ich liege in Trainingshose und T-Shirt auf dem Bett. Ich habe mir nicht mal die Mühe gemacht, meine Schuhe auszuziehen. In meinem Arm steckt eine dicke Infusionsnadel. Durch den Schlauch läuft mein Blut. Langsam fließt es in einen Beutel auf einer Digitalwaage, die auf dem Fußboden steht.

In der Ecke des Zimmers, weit weg vom Licht, sitzt ein Mann in einem Sessel. Er wippt mit seinem Fuß, während er etwas in seinem Terminkalender notiert. Alle paar Minuten schaut er auf die Waage. Ich bin ihm vor einer halben Stunde zum ersten Mal begegnet, in der Lobby des Hotels. Er stellte sich mir als Doktor Fuentes vor. Er riecht nach Zigarettenrauch und hat ein Allerwelts Gesicht, das man sofort wieder vergisst. Seine Hose ist beige und er trägt ein kariertes Hemd. Wir haben kaum ein Wort miteinander gewechselt. Sein Englisch ist schlecht, und ich spreche kein Spanisch. Ich glaube, er weiß

nicht einmal, wer ich bin. Das macht nichts. Ich bin nicht hier, um mich zu unterhalten.

Ich betrachte das Blut in dem Beutel. Es ist, als ob es nicht meins wäre. Als ob es sich um eine Fälschung handelte. Ich hatte gedacht, es würde anders sein: das erste Mal. Irgendwie spannender, irgendwie nervöser – so als würde man Süßigkeiten im Laden an der Ecke klauen. Aber es ist nichts Spannendes daran. Ich bin auch nicht nervös. Alles ist ganz sachlich und geschäftsmäßig. Doping ist Business. Aber schon eine Art von Business, von dem so wenige Menschen wie möglich etwas mitbekommen sollten. Nach einer Viertelstunde erhebt sich Doktor Fuentes aus seinem Sessel. Er zieht die Nadel aus meinem Arm und tupft das Blut mit einem Wattebausch ab. Er reicht mir einen Folienstift und sagt mit starkem Akzent: »I give you number. Twentyfour. Two four. You must write here.« Er zeigt auf den vollen Blutbeutel. Ich setze mich auf, nehme den Stift und schreibe die Nummer auf den Beutel. Er nickt und sagt dann: »We are done.« Ich ziehe meine Trainingsjacke an und gebe ihm die Hand. Er öffnet die Tür und murmelt etwas, das ich nicht verstehe. Ich trete hinaus in den Flur, wo das Licht so hell ist, dass es mir in den Augen wehtut.

Die Tür schließt sich hinter mir.

Von nun an gibt es kein Zurück mehr.

2.

Ich wuchs in einer stinknormalen Familie in einem stinknormalen Haus in einer stinknormalen Straße in einem stinknormalen Dorf auf. Dirkshorn heißt es und liegt auf einem Polder in der Provinz Nordholland, der Halbinsel zwischen der Nordsee und dem IJsselmeer. Es ist nicht viel mehr als ein Fliegenklecks auf der Landkarte. Es hat nur zwölf Straßen. Es gibt eine Kirche, einen Supermarkt, einen Fußballverein und eine Snackbar. Es passierte nie etwas in Dirkshorn. Eine Kirmes, ein Mal im Jahr, das war es dann auch schon.

Ich habe stinknormale Eltern. Sie heißen Bart und Marja. Meine Mutter arbeitet als Bademeisterin in dem Schwimmbad ein Dorf weiter. Mein Vater ist Gepäckträger am Flughafen Amsterdam-Schiphol. Seit 30 Jahren steht er fünf Mal in der Woche morgens um halb fünf auf und verlässt das Haus mit einer vollen Butterbrotdose, um den ganzen Tag lang Koffer von einem Ort zum anderen zu schleppen. Abends um halb sechs steht das Essen auf dem Tisch; mein Vater kocht. Meistens holländische Hausmannskost. Blumenkohl, Kartoffeln, ein Stück Fleisch. Sonntags holen wir uns Fritten von der Snackbar Joep. Meine Eltern verdienen nicht gerade Unmengen an Geld. Sie gehen sparsam um mit dem, was sie haben.

Meine gesamte Kindheit hindurch bin ich mit Rollschuhen aus dem Secondhand-Shop herumgekurvt. Die gingen auch.

Meine Mutter ist sehr fürsorglich. Sie ist eine jener Mütter, die immer dafür sorgen, dass schon Limonade und Kekse bereitstehen, wenn du nach Hause kommst. In ihrem ganzen Leben ist sie nur ein einziges Mal böse auf mich gewesen. Da war ich noch sehr klein. Ich weiß nicht einmal mehr, was ich damals angestellt habe. Mein Vater ist ein typischer Nordholländer. Ein bisschen stur, auch ein wenig mürrisch, aber er trägt sein Herz auf der Zunge. Er sagt, was er denkt. Oft wäre das nicht mal erforderlich: Man sieht ihm an, wie er drauf ist. Normalerweise ist er glücklich. Aber wenn er frustriert oder wütend ist, dann bebzt seine Lippe. Manchmal graben sich Falten in sein Gesicht. Dann kann ich sehen, dass er Sorgen hat. Oder hatte. In neun von zehn Fällen meinetwegen, fürchte ich. Am liebsten würde er mich immer noch festhalten, so wie früher, wenn wir mit dem Rad zu Oma nach Schoorl fuhren: mit seiner Hand in meinen Nacken gekrallt, so dass ich nicht stürzte und immer schön geradeaus fuhr.

Meine Schwester heißt Floor. Sie ist zwei Jahre jünger als ich. Wir haben uns immer gut verstanden. Die meiste Zeit spielten wir zusammen und zogen den ganzen Tag gemeinsam umher. Am Wochenende saßen wir morgens, wenn unsere Eltern noch schliefen, zu zweit unter einer Decke auf dem Sofa in einem kalten, dunklen Haus und schauten uns Zeichentrickfilme im Fernsehen an.

Ich spielte als Kind fast immer draußen. Auf dem Bolzplatz um die Ecke oder an der Lärmschutzwand entlang der N245. Fuß-

ball, Fahne erobern, Schwimmen in einem See oder im Freibad in der Nähe. Mein Herz schlug für Tennis, Fußball und Eischnelllauf. Ich hatte für alle drei kein Talent, aber ich war mit Feuereifer bei der Sache. Von der F- bis zur D-Jugend spielte ich Fußball beim FC Dirkshorn. Mein Großvater, der nie ein Spiel verpasste, spendierte mir immer einen Gulden für jedes Tor, das ich schoss. Manchmal war ich so versessen darauf, einen Treffer zu erzielen, dass ich stumpf durch meine Gegenspieler hindurchlief. Wenn wir verloren, war ich nicht zu genießen. Das passierte mir bei anderen Sportarten übrigens auch. Ich war schnell auf hundertachtzig, wenn mir etwas nicht gelang. Aber ich wusste, dass ich mit meiner Ausrüstung stets pfleglich umgehen musste. Wäre ich je auf die Idee gekommen, auf dem Tennisplatz aus Ärger über einen verlorenen Ballwechsel meinen Schläger zu werfen, mein Vater hätte mich an den Haaren vom Platz geschleift.

Meine Schule war auch bei uns im Dorf. Ich war mit acht Kindern in einer Klasse, die gesamte Grundschule hindurch. In den Pausen spielten wir Murmeln auf dem Spielplatz. Ich musste immer partout die meisten Murmeln von allen haben. Manchmal verkaufte ich sie an andere Kinder – um sie dann gleich wieder zurückzugewinnen. Ich verdiente Hunderte von Gulden damit. Das Geld wollte ich sparen, für später. Um mir irgendwann ein schickes Auto zu kaufen. Das war mein Traum. Ich weiß nicht, woher ich das habe, dieses Materialistische. Jedenfalls nicht von meinen Eltern. Und meine Schwester hat es auch nicht.

Im Sommer fahren wir wie alle anderen in den Urlaub. Mama und Papa vorne im Auto, Floor und ich auf der Rück-

bank, mit Milchbrötchen, Kaubonbons und Comics. Häufig fuhren wir mit dem Zelt nach Frankreich, auf Campingplätze mit Swimmingpool, Tischtennisplatte und Plumpsklo. Ein andern mal ging es in den Center Parc oder ein Gran Dorado. In eines dieser Häuser, die exakt identisch aussehen wie das Haus daneben und wie alle anderen hunderttausend Häuser der Ferienanlage.

Dass man früh hätte erkennen können, dass ich eines Tages aus der Spur geraten würde, stimmt nicht. Meine Eltern haben uns mit Liebe überschüttet. Es gab nie Streit zu Hause. Es gab nie Probleme.

Meine Kindheit kann ich mit einem Wort beschreiben.
Stinknormal.

3.

Ich bekam es zu meinem elften Geburtstag. Ich hätte weinen können, so schön fand ich mein erstes Rennrad. Es war schwarz-weiß lackiert – dieselben Farben wie die Rennmaschinen, mit denen das niederländische Profiteam PDM seit Jahren fuhr. Concorde stand auf dem Unterrohr. Die Rahmengröße war so gewählt, dass das Rad mit mir mitwachsen würde: Der Sattel war so tief wie möglich eingestellt, vorerst verschwand die Sattelstütze komplett im Sitzrohr. Es hatte zwölf Gänge: Um zu schalten, musste man Hebel am Unterrohr hin- und herbewegen. Es hatte Pedale mit Lederriemen, die man strammziehen konnte. Ich bekam ein Paar Radschuhe dazu. Schwarz, mit Plastiksohlen.

Die allerersten Meter auf meinem neuen Rennrad fuhr ich vom Wohnzimmer in die Speisekammer. Ganz vorsichtig vorbei am Esstisch und am Fernseher, im wackligen Bogen um eine Vase mit Blumen herum. Mein Vater lachte, meine Mutter schaute ein wenig besorgt.

Mein Vater hatte es bei Hans Langerijs gekauft, einem Fahrradgeschäft in der Nachbarstadt Schagen. Mit einem eigenen Rennrad würde ich auch in den Sommermonaten mit dem Eisschnelllaufverein mittrainieren können, mit dem ich im Win-

ter meine Runden auf dem Eis drehte. Auf Schlittschuhen war ich nicht sonderlich gut: Mir mangelte es an der richtigen Technik. Und zugegebenermaßen auch an der nötigen Kraft. Ich war klein und schwächling. Meine Beine waren so dünn, dass sie aussahen wie Drähte, die aus meiner Hose herausragten. Auf der Eisbahn rauschten die größeren Jungs an mir vorbei, als würde ich gar nicht existieren. Es war eher Harken, was ich da tat – mühselig schleppte ich mich übers Eis. Aber Aufhören war auch keine Option. Daran habe ich nicht einen Gedanken verschwendet. Alle Jungs aus Nordholland gehen im Winter zum Eislaufen. Ich auch.

Radfahren klappte besser als Eislaufen. Ich unternahm Touren mit meinem Vater. Dreißig, fünfunddreißig Kilometer, in Richtung der Dünen, am Meer entlang und über den Seedeich bei Camperduin. Meistens mit Gegenwind auf dem Hinweg und mit Rückenwind zurück. Freitagabends drehten wir eine Trainingsrunde mit dem Schlittschuhverein; mein Vater fuhr auch mit. Anderthalb Stunden auf dem Rad, mehr nicht. Es waren alles Jungs und Mädchen aus der Gegend.

Der Radsport zog mich geradezu magisch an, wie ein mächtiger Magnet. Der allgegenwärtige Geruch von Massageöl, wenn ich mir mit meinem Vater ein Kriterium anschaute, das Glänzen der Räder, wenn das Peloton vorbeiflog... Es war ganz anders als Eislaufen oder Fußball. Es war rauer, heroischer. Atemlos sah ich zu, wie erwachsene Männer sich völlig verausgabten und verbissen dem Schmerz trotzten, während ihnen Rotzfäden vom Kinn hingen.

Im Vergleich zu Radrennen waren alle anderen Sportarten nur ein Spiel.

Mir gefielen gerade auch die Duelle Mann gegen Mann, die ich im Fernsehen sah. Gut erinnere ich mich an die Tour de France 1996, in der Miguel Induráin unterging. Ich war für ihn, ich wollte so sehr, dass er gewann. Ich war sicher, dass er Bjarne Riis schlagen würde. Aber es kam anders. Induráin brach am Port de Larrau ein – ausgerechnet bei einer Etappe nach Pamplona, seinem Heimatort. Kopfschüttelnd saß ich vor dem Fernseher. Ich verstand es nicht. Es war, als ob er plötzlich ein anderer Fahrer geworden wäre. Er war zu groß für sein Fahrrad, sein Gesicht war zu einer Grimasse verzerrt, die ich nie zuvor bei ihm gesehen hatte. Er war von einem Tag auf den anderen alt geworden. Ich erinnere mich, dass er abends im Hotel um einen Kommentar gebeten wurde. Überall Menschen, überall Kameras. Aus seinen Worten sprachen Zweifel, und man sah die Verzweiflung in seinen Augen. Er wusste nicht mehr weiter. Er sagte: »Ich weiß nicht, wie meine Zukunft aussieht. Aber besser als früher werde ich bestimmt nie mehr werden.« Es klang wie Abschiednehmen.

Ich fing an, selbst Rennen zu fahren. Wilde, lose organisierte Rennen im Norden von Nordholland, meistens im Rahmen der örtlichen Kirmes. In Dörfern, die Wervershoof hießen oder Hippolytushoef. Gegen Altersgenossen aus der Region fuhr ich so schnell wie möglich im Kreis, mit hochrotem Kopf. Oft endete es im Sprint. Darin war ich nicht sehr gut. Ich verlor auch gegen Mädchen. Die waren in diesem Alter viel stärker. Das ärgerte mich maßlos.

Mein Vater kaufte mir Klickpedale für mein Rennrad. Violette, von Look. Ich übte erst bei uns in der Straße, bevor ich

damit zum Training aufbrach. Mein Vater warnte mich noch: Fahr lieber aufmerksam und pass auf, dass du nicht umfällst, wenn du an einer Kreuzung anhalten musst. Ich wischte seine Warnungen achtlos beiseite. Aber an der erstbesten Kreuzung lag ich auf dem Rücken, weil ich mit den Schuhen nicht aus den Pedalen gekommen war. Ein Mann eilte herbei und fragte mich, ob ich in Ordnung sei. Ich stammelte: »Ja, ja, geht schon.« Es tat mir vor allem leid um meine Ausrüstung. In meiner Radhose war ein Loch. »Bekomme ich eine neue?«, fragte ich meine Mutter, als ich nach Hause kam. Meine Mutter schüttelte den Kopf und sagte nur: »Nein. Das Sitzpolster hat nichts abbekommen.« Ich fuhr ständig mehr und mehr. Aus zwei Mal in der Woche wurden drei Mal, aus drei bald vier Mal. Gemeinsam mit meinem Vater unternahm ich immer längere und weitere Touren.

Im Sommer 1998 waren wir im Urlaub auf einem Campingplatz in Frankreich. Vormittags fuhren wir selbst Rad, am Nachmittag sahen wir uns auf einem kleinen Fernseher im Essensaal die Tour de France an. Mein Vater mit einem Bier vor sich, ich mit einem Glas Limonade. Der niederländische Radsport war in jenen Jahren keine große Nummer, aber bei dieser Tour fuhr Michael Boogerd fantastisch. Er trug das rot-weiß-blaue Trikot des Niederländischen Meisters und kam mit den besten Fahrern der Welt die Berge hoch. Ich war vierzehn und fand es großartig, was er tat. Ich brüllte den Fernseher an, um ihn anzufeuern, und hoffte mit allem, was ich hatte, dass er die Gruppe der Klassementfahrer nicht würde ziehen lassen müssen. Nachts, wenn ich im Zelt auf meiner Luftmatratze lag,

sah ich in meiner Vorstellung, wie ich eines Tages selbst die Tour de France fuhr. Wie ich gewann. Wie ich das Gelbe Trikot holte. Wie ich an der Spitze das Tempo verschärfte, mit einer Gruppe von Konkurrenten am Hinterrad, die einer nach dem anderen abreißen lassen mussten.

Als wir aus dem Urlaub wieder nach Hause kamen, entdeckte ich ein Poster von Michael Boogerd in einem Magazin. Ich nahm es heraus und hängte es direkt über mein Bett.

Ich wusste es sicher. Ich wollte auch Radrennfahrer werden.

»Brutal ehrlich.«

Cycling News

Er gilt als absolutes Ausnahmetalent: Als junger Radprofi sorgt der Niederländer Thomas Dekker gleich international für Furore. Aber es geht ihm nicht schnell genug. Er will immer mehr. Mehr Siege, mehr Geld, mehr Frauen. Bald kennt er keinerlei Maß mehr. Er greift zu Doping und Drogen und verliert sich in Sex- und Alkoholeskapaden, bis sein Leben mit Vollgas aus der Bahn gerät: Die Nachkontrolle einer alten Urinprobe überführt ihn des Epo-Missbrauchs. Was folgt, ist ein nahezu aussichtsloser Kampf zurück in die Weltspitze, aber vor allem ein zerstörerischer Kampf mit sich selbst.

In dieser Autobiografie, aufgeschrieben von dem renommierten Journalisten und Radsportkenner Thijs Zonneveld, schüttelt Thomas Dekker erstmals alle Lügen von sich ab und erzählt der Welt seine Geschichte, seine ganze Wahrheit. Mit beispielloser Offenherzigkeit – absolut schonungslos gegen sich und andere – zeichnet er seinen Weg nach: vom leicht beeinflussbaren Nachwuchsfahrer zum geläuterten Veteranen mit einer dunklen Vergangenheit in den Hinterhöfen des Profiradsports.

ISBN 978-3-95726-024-6



covadonga